

# Die Provokation des Gestrigen

Autor(en): **Hoffmann-Axthelm, Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **81 (1994)**

Heft 5: **Individualität als Mass = L'individualié comme mesure =  
Individuality as a yardstick**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-61556>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Die Provokation des Gestrigen

Es steht ausser Zweifel, dass Berlin in den nächsten Jahren nicht bloss umgebaut und punktuell verändert wird, sondern eine neue kulturelle und städtebauliche Identität erhalten wird. Über die Stadtpläne und Bauvorhaben wurde bis anhin nur fragmentarisch berichtet – selbst in der Berliner Presse sind es bloss journalistische Marginalien, die auf die gigantischen Bauvorhaben mit knappen Informationen über Investitionsumfang und Baukonsortien verweisen. Obwohl die Erneuerung einer europäischen Metropole auf dem Spiel steht, hat bisher – auch in Berlin – weder eine kulturpolitische noch fachliche Diskussion im öffentlichen Rahmen stattgefunden. Ende des letzten Jahres hat V.M. Lampugnani (als Direktor des Deutschen Architektur-museums) einen Essay im deutschen Wochenblatt «Spiegel» veröffentlicht, der vordergründig nicht die Berliner Herausforderung thematisiert, aber dennoch ein architekturpolitisches Statement abgibt, das nur vor dem Hintergrund der Berliner Szene begreifbar ist. Der streitbare Essay hat Wolfgang Peht und Daniel Libeskind zu heftigen Kritiken veranlasst (veröffentlicht in der «Frankfurter Allgemeinen» beziehungsweise in der «Frankfurter Rundschau»). Schliesslich hat nun unser Berliner Korrespondent Dieter Hoffmann-Axthelm zur Feder gegriffen. Über seine Polemik (gegen fachliche Technokratie und gegen ein Berliner Architektenkartell) hinaus konkretisiert er aktuelle städtebauliche Fragen als thematische Überlagerung von Politik, Programm und Ästhetik. Ein Diskussionsbeitrag, der Anlass für eine weitergehende Auseinandersetzung gibt. (Der Artikel ist eine überarbeitete, aktualisierte Fassung eines Textes, der Ende März in «Die Zeit» erschienen ist.)

Die Provokation des Alltäglichen, so war Ende vergangenen Jahres ein Artikel von V.M. Lampugnani im «Spiegel» überschrieben. Eine bisher auf Fachkreise begrenzte Architekturdiskussion erreichte damit eine ungewöhnliche Öffentlichkeit. Die Irritation des Normalbürgers angesichts der wachsenden Verbreitung von Glaspalästen und Obdachlosigkeit in den Städten bei der Hand nehmend, kombinierte Lampugnani den Amoklauf gegen fast alles, was heute gebaut wird, mit der Predigt von Handwerk, Beständigkeit und einer kommenden Architektur. Der nicht eingearbeitete Leser konnte ihn vermutlich gossenteils mit Zustimmung lesen: keine Experimente mehr, die Städte, die uns die Nachkriegsmoderne hinterlassen hat, sind hässlich genug, zurück zu Tradition und Qualität.

Wer mit den angesprochenen Verhältnissen und den beteiligten Personen etwas näher zu tun hat, dem allerdings sträubten sich die Haare. Lampugnani ist kein Unbekannter. Zu Zeiten der Berliner IBA war er der Barde von J. P. Kleihues' Neubau-IBA. Als Direktor des Frankfurter Architektur-museums setzte er zwei Akzente: 1990 veranstaltete er, zusammen mit der «FAZ», den Architektursketch «Berlin morgen», in dem er alles das versammelte, was er heuer kritisiert. In einer programmatischen Ausstellung setzte er sich 1992 für die konservative Architektur der zwanziger Jahre ein. Nunmehr wendet er die zugehörige konservative Rhetorik in seiner «Spiegel»-Polemik gegen so gut wie alle heutigen Architekturtendenzen.

Warum die Peinlichkeit? Lampugnani ist weder praktizierender Architekt, noch will er Weltanschauung an sich verbreiten, er will etwas Bestimmtes. Aber was? Man muss seinen Essay da etwas genauer abhören. Die populistische Architektenschelte ist nur der erste Schritt. Damit mobilisiert er erst einmal das gesunde Volksempfinden im Leser zu seinen Gunsten, die Rede ist von allem, was den überforderten Zeitgenossen freut: kryptischen Philosophen, Kulissenarchitektur, Bauschäden und ungewohnten Konstruktionen. Soweit bewegt er sich noch im Mainstream.

In einem zweiten Schritt wird er dann zum Historiker und behauptet Befremdliches: 1945 sei, mit dem Nazireich, die dank Ästhetik und Handwerk «extrem hohe Qualität» der deutschen Architektur abrupt abgebrochen, danach käme nur noch billige Massenware. Das ist, angesichts der wahrlich ausreichend erforschten Baukultur des Nazireichs, so extremer Unsinn, dass man sich eigentlich nicht vorstellen kann, er meine das ernst. Vielmehr meldet sich Verdacht.

Und siehe, im dritten Teil der Polemik erfährt man, worum es geht: Wer heute noch ehrlich und solide in Stein und Holz baue, werde als Faschist diffamiert, während alles, was schräg sei und Bauschäden programmiere, als demokratisch gelte. Fast ist klar, wo wir sind: auf der einen Seite Behnisch, auf der anderen, ja wer wohl, da muss man noch etwas weiterhören, aber wenigstens die solide steinerne Architektur. Bevor wir aber wirklich erfahren, wie diese Architektur denn nun heisst und aussieht, stiehlt Lampugnani sich davon. Das geht so: Er stellt die Frage selber, was für eine Architektur das sei – aber nur, um sie sofort umzudrehen in die andere, wie denn angesichts der Zukunft Architektur beschaffen sein müsste.

Das interessiert einen natürlich fast ebenso, und ob man da mit 3 mm Granitverkleidung auf Wärmedämmung und Betonrohbau auskommt, also mit dem, was heute in praxi Steinarchitektur ist, dazu könnte er ja nun etwas sagen. Stattdessen stürzt er sich in den nächsten Akt: die drängenden Probleme der Stadt. Da fühle ich mich zu Hause, ja geradezu ertappt – er stellt sich, es ist nicht zu glauben, voll und ganz hinter meine Thesen aus dem grünen Suhrkamp-Bändchen, Flächen-



sparsamkeit, Verdichtung, Ökologie, Block usw. Nebenbei schlägt er auch noch uns allen, die wir uns 15 Jahre lang im Kreuzberger Abrissstaub abgemüht haben, auf die Schulter: es war nicht umsonst. Er vergisst leider wieder nur, uns zu erwähnen, und auch, dass er, damals, auf der anderen Seite war.

Aber dann, am Schluss der Proklamation, ist man wieder bei der Architektur, wie sie sein sollte. Im Vorbeigehen macht Lampugnani sich schnell noch den Topos der Bilderskepsis zu eigen, an dem ich mich jahrelang abgerackert habe, und erklärt ganz locker, worum es geht: nicht Investorenarchitektur und nicht künstlerische Extravaganz, sondern das Gewöhnliche: traditionelle Architektur, das anständige Haus mit dem ordentlichen Grundriss.

Irgend jemand muss also gemeint sein. Die Vermutung, es sei, wie früher auch, der Berliner Architekt J.P. Kleihues, der ihn an einem seiner Berliner Investoren-Grossprojekte mit entwerfen lässt, mag manchem kleinkariert scheinen. Aber auffällig ähnliche Botschaften kennt man auch von letzterem. In Berlin zum Beispiel luden kürzlich die Guardini-Stiftung und das Japanisch-Deutsche Zentrum Berlin zu einer gemeinsamen Veranstaltung ein unter dem Titel: Städtebau nach Menschenmass. Angekündigt waren Musik, Philosophie, und, eben, Beispiele mit Dias von Josef Paul Kleihues.

Kleihues' Hang zu Überhöhungen ist nicht neu, man denke an seinen Anspruch, mit seiner Architektur – insbesondere dem Kant-Dreieck in Berlin, das mit Josephine Baker zu tun haben soll – einen poetischen Realismus zu verfolgen. Mit seiner Kontrafaktur der Stüler-Bauten am Brandenburger Tor, einer missglückten, doch bemühten Etüde in Massstäblichkeit, hat sich Kleihues in letzter Zeit ähnlich um massgebliche Massstäblichkeit bemüht.

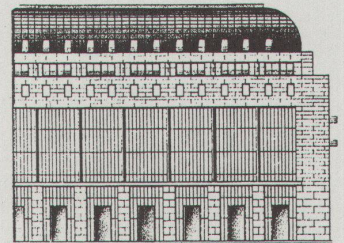
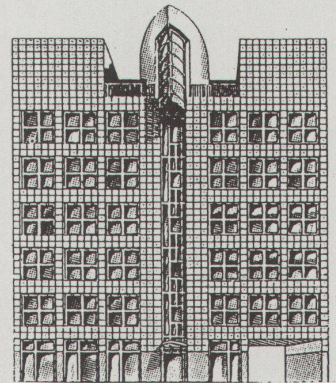
Es kann nun überhaupt nicht darum gehen, gegen Kleihues' Architektur zu polemisieren. Kleihues hat seine grossen Verdienste für eine städtebauliche Wende in der Bauproduktion, er hat zumindest in Berlin mit der IBA so etwas wie einen neuen Anstand durchgesetzt, ästhetische Mindeststandards. Dass Kleihues heute einer der am meisten beschäftigten Architekten der Welt ist, in Berlin eine ganze Architekturfabrik betreibt und in dieser Stadt mindestens 13 Grossbaustellen am Laufen hat, macht ihm so leicht keiner nach und ist erst einmal sein privates Problem.

Worum es hier geht, ist die darauf aufbauende Fabrikation von Überhöhungen und Propagandaoden, die mit dem normalen Geschäft eines Erfolgsarchitekten nichts zu tun haben. Kleihues' Selbstinszenierung als Architekt menschlichen Masses und Lampugnani's zugehörige Beschwörung der ästhetischen Dauer stellen eine Strategie dar, und da wir uns unter Architekten befinden, eine zur Sicherung von Marktanteilen. Der Versuch sei ihnen unbenommen. Nicht hinnehmbar aber ist, dass dadurch die ganze Ebene der Architekturdiskussion in Mitleidenschaft gezogen wird. Die Anbiederung einerseits an die Nazizeit, andererseits an die linken Vokabeln von gestern droht Jahre der mühsamen Herstellung von Diskussionsfähigkeit im populistischen Strohfeuer zu verbrennen.

Typisch für das, was Lampugnani hier betreibt, ist der Titel seines Essays. Alltäglichkeit war ja einmal die Parole der Gegenkultur in den siebziger Jahren. Unter Architekten war das der Versuch, gegen die Hochglanzarchitektur der offiziellen Architekturszene die Bedürfnisse der normalen Menschen zu stellen, das Umbauen, die kleinen Sensationen des Lebenspraktischen, Einfachheit, billiges Bauen, Gebrauchsräume, den Charme des Provisorischen. Dafür standen zum Beispiel Lucien Kroll und Ralph Erskine, in der Bundesrepublik etwa das Münchner Büro Thut, die Baufrösche Kassel und anderes.

Lampugnani hat zu solcher ernstgenommenen Alltäglichkeit nie ein Verhältnis gehabt und denkt auch heute nicht daran, sich um Alltagspraxis zu kümmern. Was er meint, wenn er den linksalternativen Kampfbegriff kapert und für seine Zwecke umdreht, ist der Passepartout-Charakter der Kleihuesschen Architektur – etwas Abweichung vom Würfel, aber keine Dekonstruktion, etwas Hochhaus, aber kein High-Tech, etwas Bewegung, aber kein Jahn, etwas Materialität und gemusterten Stein, aber kein Rossi, quadratisch, aber nicht so monoman wie Ungers, kurz, allseitig handhabbar.

Lampugnani erreicht jedenfalls eines: Er verschüttet die Finalität der Begriffe, die er kapert. Sie zielen, ob Ökologie, Gewöhnlichkeit oder Bilderskepsis, auf Verhältnisse ausserhalb der Architektur, auf gesellschaftliche Kooperation. Was Lampugnani daraus macht, sind Codewörter eines Angebots, das auf alle Probleme eine Antwort weiss: Traditionsarchitektur. Aber darum geht es nicht. Es geht darum, dass nicht eine bestimmte Architekturauffassung, sei es die des Stadtchaos oder die der steinernen Blöcke, den Rahmen abgeben kann, innerhalb dessen die materielle Stadt gebaut ist. Der Rahmen muss woanders her kommen, und er muss so liberal beschaffen sein, dass er, wenn es zum Bauen kommt, für jegliche Architektur Platz hat.



Neues traditionelles Fassadendesign in Berlin, entworfen von Josef Paul Kleihues, Steinebach und Weber, Jürgen Sawade, Nettbaum und Partner



Insofern muss man von der Stadtgesellschaft reden – davon, wie und unter welchen Bedingungen sie als Bauherr der Stadt auftritt. Mithin muss man vorgängig von den Investoren, und mit ihnen, über die Spielregeln reden, die die gesellschaftliche Bauherrenschaft und ihren vielfältigen Ausdruck sicherstellen könnten. Darüber in der Form von Architekturkritik zu reden (ganz egal welcher), ist von vornherein fehl am Platz. Deutlicher gesagt: Wir müssen die gesellschaftlichen Qualitäten – Dauer, Alltäglichkeit, Schönheit, Brauchbarkeit usw. –, die wir von Stadt und Architektur fordern, auch als gesellschaftliche herstellen – und dann die Architekten an die Arbeit setzen.

Man muss sich also die Mühe machen, die Umdrehung, die Lampugnani und Kleihues vollziehen, auch wieder Punkt für Punkt rückgängig zu machen. Es kommt nicht auf normale Architektur an, sondern auf normale Stadt, auf eine solide tragende Stadtstruktur. Stadtstruktur ist verletzlich, sie besteht nicht aus natursteinverkleidetem Beton oder Blockformen, sondern aus sozialen Regeln und vielen Gelegenheiten für unterschiedliche Interessen. Der klassische planerische Ausdruck dafür ist die Parzelle, auf der einst der herkömmliche Bauherr sein Haus baute, billig oder teuer, klein oder gross, Fabrik oder Mietshaus, Kino, Villa, oder auch alles zusammen. Hat man eine solche Grundeinheit, dann verträgt die Stadt jedwede Architektur, die extravaganteste wie die traditionellste.

Die ganze Rhetorik des heilenden traditionellen Bauens ist also obsolet. Hat man sich von dem Aberglauben frei gemacht, alles hänge von der Architektur ab, dann geht es gerade um das Gegenteil von dem, was Lampugnani und Kleihues uns verordnen wollen: nicht um Normalarchitektur, sondern gerade umgekehrt um die Freisetzung unterschiedlichster Antworten und Kreativitäten – oder auch Dummheiten, je nach Auftragslage. Jedenfalls geht es nicht darum zu bestimmen, wie Architektur sein solle.

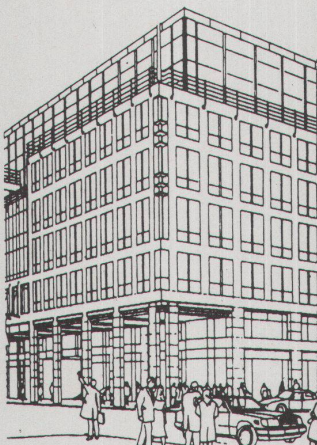
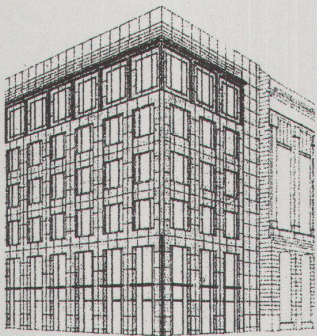
An diesem Punkt muss man auf Kleihues' Durchsetzungspraxis eingehen, um zu wissen, was einem da verordnet wird. Die zweckfreie Normalqualität, die er sich und anderen verordnet, ist bei ihm so gut wie bei allen anderen Grossarchitekten nur die ästhetische Deckschicht für eine monofunktionale Nutzungsballung, wie wir sie in allen Innenstädten haben, das menschliche Mass ändert nichts an Tiefgaragen und sandwichartig übereinanderliegenden Schichten des gewünschten Branchenmixes unter Ausschluss allen wirklichen städtischen Lebens. Was Kleihues unterscheidet, ist, dass er offenbar seine Parole von der ordnenden Normalarchitektur als Führungsauftrag versteht.

Das ist nun nicht nur ein ästhetisches, sondern auch ein politisches Faktum, was man deutlicher in Berlin oder Hamburg sieht als in Frankfurt. Diese Architekturauffassung ist lagerbildend. Die Folgen werden inzwischen in Fachkreisen kopfschüttelnd oder mit knirschenden Zähnen debattiert. In Berlin erreichen sie inzwischen ein Ausmass, dass man darüber öffentlich reden muss. Wer als Architekt in den oberen Etagen des Berufs etwas werden oder zu tun haben will, muss sich schon ein bisschen einordnen, sonst hat er bei Wettbewerben und Direktaufträgen wenig Chancen. Kleihues ist der greifbarste Pol in einem machtdynamisch zementierten Feld, das man das Berliner Kartell nennen kann.

Architekten, auch die mächtigsten, sind freilich immer nur indirekte Machtfaktoren. Die Macht ist woanders, sie borgen sich davon und müssen sich dafür nützlich machen. Ihre interne Marktkontrolle reitet also auf den grossen Machtverdichtungen und entsprechend verzerrten Entscheidungsstrukturen, die sich in grossen Städten fast regelmässig herstellen. Wie man das nennt, ist egal; worauf es ankommt, ist die Struktur einer grossen, öffentlich-privaten Koalition. Den realen Kern (weil die Geldquelle) bilden stets einige Baufirmen. Politik – der viel berufene Berliner Knauthe-Komplex, die spezifische Öffnung des CDU-Bürgermeisters auf die Investoreninteressen – und zentralistisch planende Verwaltung bilden, unter dem doppelten Druck, politisch überleben und zugleich die jeweilige Parteibasis zufriedenstellen zu müssen, den komplexen institutionellen Mantel. Private Medien (in Berlin spielt diese Rolle Radio hundert,6, bekanntlich im Besitz des führenden Berliner Unternehmens, der Klingbeil-Gruppe) stützen das öffentliche Gefühlsklima, den Bauimperativ der Wähler. Lässt man das direkte Eindringen von Geld und Flinten ins politische Milieu etwas beiseite, ist das in Berlin nicht viel anders als in Mailand.

Architektur ist dabei genretypisches Zubehör (aus Macht, Geld und Einverständnis müssen irgendwann auch Gebäude werden). Sie lagert sich als subsidiäres Machtsystem eigener Finalität an und borgt sich vom herrschenden Komplex bewusst oder unbewusst das Quantum Macht, das sie braucht, um im eigenen Feld dominant zu sein. Architekturdiskurse und Personen, die, als Verwaltung oder als beteiligte Architekten, Gestaltungsparolen ausgeben, übersetzen also freiwillig-unfreiwillig die politikspezifischen Kontrollstrukturen in fachliche.

In Berlin haben wir zudem in der Person des Senatsbaudirektors einen Verwaltungskommissar für Architektur, der von der Konstruktion seines Jobs her zusehen muss, wie er zwischen





den Mülsteinen Baukapital, Politik und Architekten am Leben bleibt (dem Vorgänger ging's bekanntlich ans selbige). Wie hilft er sich? Er ist ein Bündnis eingegangen. Dessen Stifshütte ist die Berliner steinerne Architektur, ein ideologisches Konstrukt aus unterschiedlichen Quellen. Ein Architektentriumvirat, Kleihues an der Spitze, Sawade als Associé, Kollhoff als Juniorpartner, hat sich unter diesem Dach zu Stimmann gestellt. Über das Architekturbündnis läuft nun aber auch der Burgfrieden mit den grossen Investoren, deren Ansprüche sonst als politischer Druck von oben unangenehm würden.

Was Lampugnani verfasst und im «Spiegel» plakatiert hat, ist also nichts anderes als das Manifest dieses Architekturkartells. Es geht nicht um Kultur und Politik, sondern um Marktanteile. So ist auch die – anders in ihrer Peinlichkeit gar nicht verständliche – Architekturpolemik zu lesen. Wenn Lampugnani den armen Moore (er starb gerade) als Kasperle abfertigt, dann ist das eine Finte. Moore kam durch Kleihues nach Berlin und war nie eine Gefahr. Lampugnani braucht Moore aber, um seine rhetorische Figur aufzubauen: links der Kasper, rechts die modernistischen Eskapaden, in der Mitte wir, die Menschlichen, die Leute fürs Normale und für den Mann auf der Strasse. Die Eskapisten, das ist's, wovor ihm bange ist.

Das ist das ganze breite Spektrum aller derer, die, so uneins untereinander auch immer, anders sind. Das sind Rogers und Foster so gut wie Koolhaas und Zaha Hadid, das sind Jahn oder Kohn/Pedersen/Fox (was immer man von ihnen halten mag) so gut wie Nouvel oder Perrault. Das betrifft, um etwas hausnäher zu bleiben, die Behnisch-Schule und Coop Himmelblau, Jacques Herzog wie Thomas Herzog, Steidle wie die Baufrosche, es betrifft sogar Schultes, es betrifft im Grunde alles, was sich noch rührt und nicht in der blossen Affirmation von Standardqualität stecken bleibt.

Fragt man umgekehrt, wen es nicht betrifft (die gesunde Mitte), wären es in Berlin nur das benannte Triumvirat plus Grassi – und die vielen kommerziellen Mitläufer. Dass Lampugnani bei seiner Traditionsarchitektur an sie denkt, beweist, wie er die, die er nicht nennt, gegen den Faschismusvorwurf verteidigt. Den Vorwurf halte ich in der Form für Unsinn. Dass die steinernen Architekten aber generell den damaligen Zeitstil nachahmen, ist unverkennbar und zugegeben. Man muss nur Entwürfe der dreissiger Jahre mit heutigen vergleichen – näher kann man sich über den Abstand von zwei Generationen kaum kommen. Es sind die autoritären Architekturtendenzen Anfang der dreissiger Jahre – der späte Pölzig, der gewöhnliche Wohnungsbau im Nazireich, Asplund in Schweden, die klassizistische Wende in der Sowjetunion, Perret in Frankreich, die Mailänder Metaphysiker um Muzio –, die heute wiederkehren, als ginge es noch darum, Gesellschaftsschicksale zu bauen statt der Wärmedämmungsverordnung zu genügen.

Wir haben hier eine architektonische Sehnsucht ohne rechte Grundlage in der Politik. Dieser ästhetische Korporatismus begnügt sich in der Tat mit seiner geschäftlichen Seite – er errichtet ein Quasimonopol auf Investorenaufträge. Die Wettbewerbs- und Auftragsdominanz hat aber politische Konsequenzen. Das Quasimonopol der Architekturpartei führte, würde es weiter durchgesetzt, zur Anhäufung einer bestimmten Sorte Architektur in den norddeutschen Grossstädten und damit zur Herstellung eines kulturell wie politisch gleich bedenklichen Bildes – das der formierten Stadt.

Dieses Bild ist mehr als blosser Ästhetik. Hier soll eine Allgemeinarchitektur kreierte werden, ein gesellschaftsverbindliches Architekturbild. Damit verlassen wir den Bereich der innerarchitektonischen Diskussion. Das ist der kritische Punkt. Zu protestieren ist nicht gegen diese Sorte Architektur, und nicht als Verteidigung der anderen, von ihr attackierten Architekturströmungen. Nicht hinnehmbar ist die Verklebung eines Anspruches auf Markthegegonie mit Argumenten gesellschaftlichen Konsenses und städtischer Kultur.

Das weist natürlich auch auf die Schwäche der neuen Korporatisten hin: Ihnen fehlt die kommandierende Massenbasis. Deshalb die Idealisierungsoffensive, das Geraune von menschlichem Mass, Alltäglichkeit und bewohnbarer Stadt. Wölfe im Schafspelz? Da tut man, glaube ich, den Leuten zu viel Ehre an. Es sind Nostalgiker uniformierter Zeiten, und im übrigen scharen sie sich um einen exzellenten Geschäftsmann. Kein Grund, Wiederkehr zu orakeln. Aber wer über Stadt und Architektur weiter öffentlich nachdenken will, tut gut, gezinkte Karten beizeiten aufzudecken. Die Provokation des Alltäglichen ist eine solche Karte – und im übrigen Müll.

D. H.-A.